

Rudolf Walther

Das *Schwarzbuch des Kommunismus*¹

Wer im November 1997 den Beginn der Debatte um das *Schwarzbuch des Kommunismus* in der französischen Presse verfolgte, geriet zunächst aus dem Staunen nicht heraus: das Buch war noch nicht erschienen, aber die Diskussion darüber – immerhin mehr als 800-Seiten in der französischen Ausgabe – war voll im Gange. Bei näherem Zusehen konnte man entdecken, daß alle Früh»rezensenten« – buchstäblich alle – die genau gleichen Zitate anführten. Dasselbe Spiel begann danach auch in der deutschen Presse.

Mittlerweile ist klar, wie es dazu kam. Der Verleger Bernard Fixot wollte, was man ihm nicht verübeln kann, Geld machen, aber auch – und da wird es heikler – Politik. Was das Geld betrifft, so hat er 1995 mit François Furets Buch *Le passé d'une illusion* einen Bestseller gelandet. Das Buch spielt für die aktuelle Debatte eine zentrale Rolle, worauf noch zurückzukommen ist. Neben dieser finanziellen gab es die politische Absicht. Fixot, der Verleger, sprach von dem *Schwarzbuch* noch vor seinem Erscheinen als einer »Bibel« und prophezeite, daß die französische KP einen Monat nach dem Erscheinen von der Bildfläche verschwinden werde. Der Streit zwischen dem Hauptherausgeber Stéphane Courtois und drei Mitarbeitern, die sich von seinem Vor- und Nachwort distanzieren und nur durch die Androhung hoher Konventionalstrafen daran gehindert werden konnten, ihre Beiträge zurückzuziehen, heizte die Stimmung im unmittelbaren Vorfeld der Veröffentlichung ebenfalls an. Der Verleger übte Druck auf die abweichenden Autoren aus und ging mit Pressekonferenzen an die Öffentlichkeit. Ab dem 31. Oktober 1997 tobte die mediale Schlacht in allen Organen und auf allen Kanälen, obwohl das Buch erst eine Woche später – am 6. November – in den Buchhandlungen zu kaufen war. Die Historikerin Annette Wieviorka brachte den Gehalt dieser Pseudo-Debatte auf den Punkt: es war ein »Agit-prop-Effekt«.

Um das zu verstehen, muß man sich kurz eine Besonderheit des französischen Buchhandels vergegenwärtigen. In Frankreich gibt es keine Grossis-

1 Der Beitrag ist die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags, den ich in der Alfred-Nau-Akademie der Friedrich-Ebert-Stiftung gehalten habe.

ten, bei denen die Buchhändler über Nacht einen großen Teil der lieferbaren Bücher bestellen können. Der Buchhändler muß jedes Buch direkt beim Verlag bestellen und hat in der Regel kein Remissionsrecht. Die Verlage haben sich nun angewöhnt, Bücher mit hohem Werbeaufwand und anderer Vorweg-Publicity anzupreisen. Wenn das gelingt, kippen sie die vermutlichen Bestseller zu einem in der Presse bekannt gemachten Datum stapel- und palettenweise in die Buchhandlungen. Die Absicht: das Zeug soll weg wie Socken vom Wühltisch. Wenn das Kalkül aufgeht, ist die Auflage in ganz kurzer Zeit ausverkauft. In diesem Fall sind Nachbestellungen beim Verlag schon nach relativ kurzer Zeit nicht mehr möglich. Wenn nun für ein Buch im Vorfeld so ein Rummel entsteht wie im Falle des *Schwarzbuchs*, decken sich französische Buchhändler und Leser rechtzeitig ein. Einige davon lesen die Sachen sicher auch. Und die es nicht oder noch nicht lesen, zählen nicht, denn der Verleger kann in einem solchen Fall trotzdem wöchentlich an die Presse faxen: »40.000 Stück verkauft«, »50.000 Stück verkauft«, und nach wenigen Wochen sollen es angeblich schon weit über 100.000 Exemplare gewesen sein im Falle des *Schwarzbuchs*. Genau den gleichen Coup landete der Verleger Fixot schon mit dem Buch von Furet vor drei Jahren. So viel zum verlegerischen Umfeld und dazu, wie man Bücher schnell verkauft. Freilich sollte man diese Ausführungen nicht so verstehen, als ob die Intensität der Debatte allein verlegerischem Kalkül zuzuschreiben sei. Das wäre völlig falsch. Das Thema als solches barg brisante Aspekte.

Nach genau diesem Szenario verfuhr auch der Piper Verlag mit der deutschen Übersetzung. Den »normalen« Rezensenten wurde eine Erklärung abverlangt, vor dem 27.5.98 nichts über das Buch zu veröffentlichen. Angedrohte »Vertragsstrafe«: DM 60.000.- Das hinderte den Verlag nicht daran, der *Bild-Zeitung* ein Sonderrecht einzuräumen. Einige Tage vor diesem Termin berichtete das Boulevardblatt über das Buch im hauseigenen Stil. *Der Spiegel* druckte Teile des Beitrags von Joachim Gauck vorab. Ab Mitte Juni organisierte der Verlag Land auf Land ab Diskussionen über das *Schwarzbuch* – so in München, Hamburg, Dresden und Berlin. In Hamburg engagierte man für die Diskussionsleitung zur Sicherheit gleich eine Moderatorin, von der man wußte, daß sie das ebenso klotzige wie wissenschaftlich belanglose Vorwort des Herausgebers Stéphane Courtois schätzt. – Die Presse-Abteilung bei Piper träumt offensichtlich nur noch einen Traum – den vom Goldhagen-Effekt oder von der Kunst, ein wichtiges Thema – dieses Mal die Verbrechen kommunistischer Regimes – mit einem mittelmäßigen Buch optimal zu vermarkten. Im Falle des *Schwarzbuchs* dürfte das Kalkül daneben gegangen sein, trotz brüderlicher Hilfe des *Spiegel*, der das Buch monatelang auf der Bestsellerliste beließ, obwohl sich die Bände in den Buchhandlungen stapelten.

Die zentralen Thesen von Courtois' Vor- und Nachwort

Von *den* zentralen Thesen des *Schwarzbuchs* oder *einem* Buch kann man nicht reden, sondern man muß unterscheiden zwischen mindestens zwei Kategorien von Texten in diesem Buch. Es gibt das Vor- und das Nachwort von Stéphane Courtois – insgesamt etwa 70 Seiten. Die restlichen 760 Seiten behandeln in 8 Kapiteln die Geschichte von kommunistischen Regimes in 15 Ländern. Die Länge dieser Länderkapitel ist so unterschiedlich wie ihre Qualität. Der fundierteste Beitrag stammt von Nicolas Werth und berichtet über die Verhältnisse in der Sowjetunion auf 350 Seiten; die kürzesten und wissenschaftlich wertlosen Artikel betreffen Cuba, Nicaragua und Peru. In der deutschen Ausgabe sind die Beiträge von Joachim Gauck und Ehrhart Neubert neu hinzugekommen. Neuberts Aufsatz gehört zum Trostlosesten, was in diesem Buch steht. Der Gauck-Mitarbeiter und Theologe behauptet ernsthaft, »der Kommunismus« sei zwischen 1917 und 1991 ein Gebilde »aus einem Guß« gewesen. Man kann über den Kommunismus von Lenin, Stalin, Mao, Pol Pot, Gomulka, Honegger, Dubcek und alle anderen vieles sagen, aber daß das alles »aus einem Guß« gewesen sei, zeugt nicht einmal mehr von Zynismus, sondern nur noch von Einfalt.

Im Zentrum der Debatte standen hierzulande wie in Frankreich nicht die einzelnen Beiträge, sondern fast ausschließlich die Einleitung und das Nachwort von Stéphane Courtois. Außerhalb Frankreichs war meine unter hartem zeitlichem Druck entstandene Rezension in der *ZEIT* vom 21. November 1997 – also 14 Tage nach dem Erscheinen des Buches – der erste Text, der außer auf das Vor- und Nachwort auch auf andere Beiträge des Buches einging. Und in Frankreich wäre nicht über diese Länderbeiträge diskutiert worden, wenn die Autoren den journalistischen Rezensenten nicht mit Lesehilfen beigeprungen wären, indem sie Kurzfassungen ihrer Kapitel herstellten. Diese Lesehilfen sollten den Rezensenten und Kommentatoren die Mühe des Lesens ersparen.

Man kann das Vor- und das Nachwort nur ganz verstehen, wenn man vorweg etwas zum Autor sagt. Courtois war Mitglied der maoistischen Studentengruppe »Vive la Révolution« und verstand sich als »Berufsrevolutionär«. Davon ist er mittlerweile heruntergekommen, und seine Geschichte wäre auch nicht der Rede wert, wenn er nicht bis heute argumentieren würde wie die maoistisch-stalinistischen Chorknaben von ehemals – mit dem kleinen Unterschied, daß sie heute die Vorzeichen ausgewechselt haben. In einem Interview bekannte Courtois freimütig: »Was ich heute als Historiker mache, hängt eng mit meiner militanten Vergangenheit zusammen. Seit der Auflösung unserer Organisation höre ich nicht auf, über unser damaliges Tun nachzudenken.« Nachdenken schadet nicht, aber das Nachdenken dieser Ex-Maoisten entpuppt sich notorisch – und dafür gibt es jede Menge

Beispiele auch in der BRD – als quasireligiöses Sendungsbewußtsein. Und so wie sie sich damals – nach Courtois' eigenen Worten – »dem Glauben untergeordnet haben«, der von Peking, Tirana oder Phnom Penh her über sie kam, so verkünden sie heute das Evangelium des »Antitotalitarismus« oder der »antitotalitären Aufklärung«.

Courtois ist obendrein, was man einen Schaumschläger nennt. Er lebt intellektuell – wie zu Zeiten der »Kulturrevolution« – immer noch von einer Notration, bestehend aus einem Sammelsurium von propagandistischen Vereinfachungen und polemischen Formeln. 1996 blähte er einen eher bescheidenen Aktenfund zur Sensation auf: Courtois machte aus Stalins aktenkundig gewordenem Bluff gegenüber dem französischen KP-Chef Maurice Thorez einen Generalstabsplan, demzufolge »die Rote Armee bis nach Paris« marschiert wäre, wenn »die Landung der Alliierten ein paar Monate später angesetzt worden« wäre. Der Realitätsgehalt von Stalins angeblichem »Plan« besteht im wesentlichen darin, daß Stalin Thorez als Strategie imponieren wollte. Diese windige Geschichte war der *FAZ* zwei Drittel einer Seite wert unter dem Titel »Stalin wollte bis nach Paris marschieren«. Und derselbe *FAZ*-Journalist, der damals Courtois' aufgeblähte Story groß herausbrachte, bescheinigt ihm heute »den Eifer und die Borniertheit des Renegaten«, was ihn freilich nicht daran hindert, Courtois erneut fast eine ganze Seite zu widmen, um das *Schwarzbuch* vorzustellen.

Courtois' Vorwort zieht auf der dritten Seite Bilanz über die Opfer kommunistischer Regimes. Er hält sich dabei – wörtlich – an »persönliche Schätzungen«, die zum Teil den Zahlen widersprechen, die die Experten im gleichen Buch präsentieren. Die persönliche Bilanz nennt »die annähernde Zahl von 100 Millionen Toten«. In den Talk Shows nach den ersten kritischen Zwischenrufen in der Presse gab Courtois dann großzügig Rabatt und sprach abwechselnd von 65, 85, 90 und dann wieder von »vielleicht auch 100 Millionen Opfern«. Allein dieser Umgang mit den Zahlen von Opfern ist symptomatisch für das Argumentationsniveau. Die Mitautoren distanzieren sich von dieser »mißbräuchlichen Bezifferung«, weil sie den wissenschaftlichen Ergebnissen der vorsichtig abwägenden Forscher »explizit widersprechen« (Nicolas Werth und Jean-Louis Margolin). Diese beiden verstehen sich als Historiker – nicht als Staatsanwälte oder Richter und auch nicht als »Historiographen der Lüge« wie Courtois. Dieser spielte sich auf wie ein Staatsanwalt und Richter in einer Person, denn er meinte an dem, was er pauschal »den« Kommunismus nannte, gäbe es schlechterdings gar nichts zu verteidigen.

Dazu nur ein Wort aus dem Mund des 1911 geborenen Kommunisten Maurcie Nadeau, der 1932 von der KPF ausgeschlossen wurde: Nadeau ist Kommunist und Rebell geblieben und leitet als 87-jähriger noch die Zeitschrift *La Quinzaine littéraire*: »Was in gutem Französisch und nach ehrli-

cher Kenntnis der Geschichte 'Stalinismus' heißt, für die Chinesen 'Maoismus' und für die Kambodschaner 'Rote Khmer', nennen die Autoren des 'livre noir' einfach 'Kommunismus'.

Apart ist Courtois' Terminologie. Er trimmt sie moralisch hoch, um die Ungereimtheit und barocke Verschnörkelung von Ausdrücken wie »Klassen-Völkermord«, »Massengewalt« oder »Klassentotalitarismus« als vermeintliche Kennzeichen »des« Kommunismus zu überspielen. Und in polemischer Zuspitzung spricht er allen Formen von Antifaschismus jegliche Bedeutung ab, außer der einen – die Verbrechen »des« Kommunismus zu verschleiern. Die aufgeblasene Terminologie dient nur einem Zweck, den Antifaschismus als bloße Herrschaftsideologie der kommunistischen Partielite (was er nebenher auch war – aber eben: nur nebenher und auch!) zu entlegitimieren und dem Vergleichen und Gleichsetzen von kommunistischer Diktatur im allgemeinen und Nazi-Diktatur Tür und Tor zu öffnen.

Eine Passage in Courtois' Vorwort lehnt sich fast wörtlich an Ernst Nolte an, der mit seinem FAZ-Artikel vom 6.6.1986 den »Historikerstreit« ausgelöst hat: »Die Fakten... zeigen, daß die kommunistischen Régimes Verbrechen an etwa 100 Millionen Personen begangen haben, demgegenüber waren ungefähr 25 Millionen Menschen von Verbrechen des Nazismus betroffen. Die Methoden, die Lenin angewandt und die Stalin und seine Nacheiferer systematisiert haben, erinnern nicht nur an die Methoden der Nazis, sondern gehen diesen oft voran. Der Klassen-Völkermord ähnelt dem Rassen-Völkermord« (Courtois). Ernst Nolte schrieb in der FAZ suggestiv-rhetorisch fragend, also die Antwort gleich mitliefernd: »...vollbrachte Hitler eine 'asiatische' Tat vielleicht nur deshalb, weil sie sich und ihresgleichen als potentielle oder wirkliche Opfer einer 'asiatischen' Tat betrachteten? War nicht der 'Archipel GULag' ursprünglicher als Auschwitz? War nicht der 'Klassenmord' der Bolschewiki das logische und faktische Prius des 'Rassenmords' der Nationalsozialisten?« Nolte wollte vor gut zehn Jahren aus dem zeitlichen Vorlauf stalinistischer Verbrechen nachträglich wenn nicht eine kausale Verbindung, so doch eine Entlastung für die nationalsozialistischen Verbrechen herauspräparieren. Courtois distanziert sich zwar eindeutig von Noltes These, aber gleichzeitig hantiert er völlig konfus mit einer vagen Vorstellung von »Ähnlichkeit« von kommunistischer und nationalsozialistischer Herrschaft – womit er die Distanzierung zumindest halbwegs wieder zurücknimmt.

Der Streit um Courtois' Thesen könnte den Auftakt zu einem »Historikerstreit« à la française sein oder als Farce enden, wenn sich nicht bald Intellektuelle und Historiker von Rang an der Debatte beteiligen. Nötig ist die Debatte und sinnvoll ebenfalls. Mittlerweile haben sich eine ganze Reihe von Historikern und anderen Intellektuellen zu Wort gemeldet und das Ergebnis dieser Debatte ist für Courtois und die Claqueure der konservativen

Presse niederschmetternd: während der *Figaro* seine Leserbriefspalten mit zustimmenden Briefen füllte und mit redaktionellen Kommentaren nachhalf, hat sich bislang kein einziger ernstzunehmender Historiker oder Intellektueller gemeldet, der Courtois' Machwerk verteidigte. Kein einziger. Nach wie vor kursiert die Halbwahrheit, die Diskussion über Kommunismus und Stalinismus werde – im Gegensatz zu jener über Vichy und den *État français* – in Frankreich tabuisiert. Von »einer Mauer des Schweigens« ist die Rede. Das ist eine grobe Verkürzung der Tatsachen. Die ersten Versuche zur Diskussion über den Stalinismus unternahm Trotzki bereits in den 30er und 40er Jahren: außer Trotzki selbst waren das insbesondere Boris Souvarine, Victor Serge u.a. Nach dem Krieg schrieb der eben erst verstorbene Buchenwaldhäftling David Rousset, dem keine deutsche Zeitung einen Nachruf widmete, zuerst ein Buch über die Konzentrationslager der Nazis und 1951 das berühmte »Livre blanc sur les camps« – also das »Weißbuch über die Lager« Stalins. Danach folgten Kritiken von Sartre, Camus, Merleau-Ponty, Raymond Aron u.a.; schließlich die kritischen Interventionen von Annie Kriegel (1964), Louis Althusser (1977) und Philippe Robéruix (1984) – um nur die wichtigsten zu nennen. Dazu kommen kritische Stimmen zum Stalinismus von Historikern, die der KPF nahestanden: Jean Elleinstein, Alexandre Adler und Francis Cohen. Natürlich lehnte die offizielle Linie der KPF jede ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Stalinismus ab und diskreditierte alle Kritiker so gut es eben ging. Aber nach 1956 und definitiv nach 1968 hatte die KPF jeden Kredit unter Intellektuellen verloren. Sie war die Partei mit dem geringsten Intellektuellenanteil. Außerhalb der KPF gab es also in den letzten 50 Jahren eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem Stalinismus.

Stéphane Courtois verwurstet François Furets Essay

Der vorletzte Versuch zu einer solchen Debatte scheiterte Ende der siebziger Jahre kläglich, weil es den Initianten – zum größten Teil ehemalige Maoisten – weniger um eine Auseinandersetzung über Kommunismus (Leninismus, Stalinismus, Maoismus etc.) und über die in deren Namen verübten Verbrechen ging als um ihre mediale Selbstinszenierung und die Begründung ihrer politischen Biographien. Sie machten als »neue Philosophen« und Medienintellektuelle steile Karrieren – Glucksmann, Lévy, Finkielkraut, Kouchner usw.

Den letzten Anlauf zur Diskussion des Kommunismus unternahm 1995 der jüngst verstorbene Historiker François Furet in seinem schon erwähnten Buch. Er wollte die Geschichte des 20. Jahrhunderts als Geschichte des Kampfes der »kommunistischen« mit der »faschistischen Idee« rekonstruieren. Aber dabei lauern allerhand Gefahren wie bei seiner Rede vom

»ideologischen Jahrhundert«, denn »Ideen« handeln nicht und begehen auch keine Verbrechen. Den Faschismus besiegten nicht die »Ideen« von Demokratie und Kommunismus, sondern eine politisch-militärische Allianz und ihre Armeen. Deren schiere Existenz und Handlungsfähigkeit belegt die nicht zu leugnende, aber untergeordnete Bedeutung von Ideen und Ideologien. Und mit Armeen kann man Kriege führen, Menschen befreien oder unterdrücken, Revolutionen verhindern oder begünstigen oder Verbrechen begehen lassen. Furets Buch besitzt, wenn man es strikt als Ideen- und Ideologiegeschichte liest, einen beschränkten Erklärungswert. Zur Erklärung des 20. Jahrhunderts im Ganzen taugt es nicht, weil es rein ideologie- und begriffsgeschichtlich argumentiert.

Furets Buch reiht sich im übrigen ein in die mehr oder weniger belanglose fin-de-siècle-Abrechnungsliteratur von Dan Diners geopolitisch-universalgeschichtlichen Improvisationen und Spekulationen bis hinunter zu Francis Fukuyamas *Ende der Geschichte* und Joachim Fests *Ende der Utopie*. Es handelt sich um Geschichtsphilosophien der Ideologien-Beerdigung. Im Namen des »Endes« aller Geschichtsphilosophie wird noch einmal und mit geschichtsphilosophisch geeichtem Gerät – wie zu den Hochzeiten des Kalten Krieges – das definitive Aus des für das Böse auf der Welt Verantwortlichen beschworen. Aber schon die Frage, was oder womit es denn nun ein Ende haben soll, versetzt Furet in Verlegenheit, denn der Leichnam hat viele Namen, erhält aber auf den 700 Seiten keine klaren Konturen: zunächst ist es »die kommunistische Idee«, dann in bunter Folge der Sozialismus, der Kommunismus, der Leninismus, der Stalinismus, der Marxismus, der Marxismus-Leninismus usw. Die grobschlächtige Kompilation von allerlei Ismen und Ideologien unterstellt, daß das alles ungefähr dasselbe sei und sowieso auf dasselbe hinauslaufe. Passagenweise gibt sich Furet – im Unterschied zu seinem Kompilator Courtois – jedoch differenzierter und unterscheidet zwischen der Marxschen Theorie, ihren mehr oder weniger authentischen Adaptionen und der politischen Praxis sozialer Bewegungen, Parteien und Gewerkschaften, die nicht darin aufgeht, daß sie sich programmatisch irgendwie auf jene Theorien bezog. Die Tatsache, daß Stalinisten die Marxsche Theorie als legitimatorischen Passepartout benützten, tangiert nicht deren Gehalt.

Furet möchte die Geschichte des Jahrhunderts nicht nur als Kampf zwischen der kommunistischen und der faschistischen Ideologie darstellen, sondern obendrein zeigen, wie eng die beiden Ideologien zusammenhängen und wie stark die historisch ältere die jüngere beeinflusste. Das zwingt ihn zu einer methodischen Reduktion der Komplexität von wirtschaftlichen, sozialen, politischen und militärischen Realitäten und Zusammenhängen. Als »Charakteristikum des 20. Jahrhunderts« erscheint in dieser Optik »die ideologische Leidenschaft«. Der Nationalsozialismus wird zu Hitlers Kopf-

geburt jenseits und unabhängig von wirtschaftlichen Interessen, gesellschaftlichen Konstellationen und politischen Machtverhältnissen. Diese abenteuerliche Personalisierung spiegelt sich bis in Furets Begriffswahl. So spricht er oft vom »Hitlerismus« und polemisiert gegen die moderne Sozialgeschichte, die solche Anachronismen kritisch zersetzte. Nun wird kein Historiker die Funktion von Personen, von Ideologien und Theorien leugnen, aber jeder Versuch, Geschichte primär als Krieg von Ideologien, Propaganda und Lügen darzustellen, verfehlt zwangsläufig sein aufklärerisches Ziel. Ferner verfällt Furet oft einem fatalen Hang zur Psychologisierung. Georg Lukács' Werk ist wohl nur oberflächlich zu fassen mit Kategorien wie »Persönlichkeitsspaltung« und »Selbsthaß«.

Furet folgt der in Frankreich seit zwanzig Jahren grassierenden Mode ehemaliger Stalinisten und Maoisten, die ihre eigene Geschichte damit begründen, daß sie jetzt alles mit allem gleichsetzen und verwechseln: die Belagerungen von Leningrad mit jener von Sarajewo (wo sich die französischen Medienintellektuellen zu Interviews trafen und Filme drehten!) oder Stalins Antisemitismus mit der Judenvernichtung unter Hitlers Herrschaft. In dieser Hinsicht kann man Furet nur mit seiner eigenen Einsicht konfrontieren: »Das Erstaunlichste ist nicht, daß die Intellektuellen dem Zeitgeist folgen, sondern vielmehr, daß sie ihm kritiklos verfallen«.

Furet war ein weltweit renommierter Fachmann für die Geschichte der Französischen Revolution und deshalb bestens ausgewiesen, die schiefen historischen Vergleiche zu kritisieren, mit denen die Oktoberrevolution legitimiert wurde. Eine Schlüsselfunktion spielte dabei in der Selbstinterpretation der Bolschewiki immer die Jakobinerherrschaft. Solch »interessegesteuerter Umgang mit der Vergangenheit« war gewiß keine Spezialität Lenins. Aber bei Furet hat man manchmal den Eindruck, er wolle den Revolutionären vorwerfen, daß sie nicht legal handelten und eine Fahrkarte kauften, bevor sie in den Zug stiegen, den sie stoppen wollten. Trotz aller Kritik am bolschewistischen Terror und an falschen historischen Anleihen muß man Lenin zugestehen, daß er seine Absichten nicht kaschierte und seine Mittel beim Namen nannte: »Das Gericht soll den Terror nicht beseitigen – das zu versprechen wäre Selbstbetrug oder Betrug –, sondern ihn prinzipiell, klar, ohne Falsch und ohne Schminke begründen und gesetzlich verankern«. Das unterscheidet ihn von der verschleiernenden Propaganda Stalins (»Entkulakisierung« für Mord) ebenso wie von den fürchterlichen Euphemismen, mit denen Nationalsozialisten ihre Terrorherrschaft kostümierten.

Bei Furet bekommt die Geschichte ideologische Anstriche, von denen man nur noch ahnte, daß sie vor langer Zeit zum Repertoire der Historiker gehörten: da ist der Erste Weltkrieg noch das Werk »des modernen Europäers«, und außer dem »Haß des Bürgers auf sich selbst« treten bei Furet alte

Bekannte wie »die Menschen des 19. Jahrhunderts« und »der Massenmensch« auf die Bühne. Das erinnert an Ernst Jüngers Floskel über den Zweiten Weltkrieg, der sei »das erste allgemeine Werk der Menschheit«, so als ob sich »die« Menschheit entschlossen hätte, Europa anzuzünden. Die Staat, Wirtschaft und Gesellschaft prägenden Strukturen und die Handelnden in Politik und Militär bleiben dagegen bei Furet hinter den Kulissen. Mit gespielter Ignoranz erklärt er den Ersten Weltkrieg als »Zufall«, der freilich zwei Jahrhundertmonster – Kommunismus und Faschismus – gezeugt haben soll. Das stimmt nur in einem sehr oberflächlich-chronologischen Sinne. Aber was Geschichte, soziale Zusammensetzung, Zielsetzung, theoretische Grundlagen betrifft, so spielten Krieg und Kriegsausgang für beide unterschiedliche Rollen.

Der Ritt durch das Jahrhundert beginnt mit der Verlegenheitsfloskel vom »Zufall« und endet mit einer Bauchlandung, denn Furet vermag nicht einmal ansatzweise plausibel zu machen, worin »die Magie des sowjetischen Phänomens« bestand, das theoretisch vom Marxschen Universalismus lebte, aber den die politische Praxis schon zu Lebzeiten Lenins dementierte. Furet kann auch nicht zeigen, worauf die millionenfache Begeisterung der Deutschen für den Nationalsozialismus beruhte. Die Gründe für dessen Niederlage bleiben ebenso dunkel wie die Gründe für den Zerfall des »realexistierenden Sozialismus«, wenn beide auf »Ideokratie« plus »Staatsterrorismus« reduziert werden.

Courtois beerbt Furet doppelt. Dieser sollte das Vorwort schreiben, starb aber unerwartet. Deshalb übernahm Courtois die Aufgabe. Und mit dieser Aufgabe – es nämlich Furet gleichzutun – hat er sich intellektuell überhoben. Die Zuspitzung von Furets fragwürdigen Thesen im Vorwort wirft alles durcheinander und »endet in einer Konfusion« (Eric Conan). Diese dreht sich um den legitimen Vergleich und die illegitime Gleichsetzung von Kommunismus und Nationalsozialismus. Auch Furet pflegte riskante Vergleiche zu ziehen, distanzierte sich aber ausdrücklich von Noltes These, die Juden hätten Deutschland den Krieg erklärt und sich damit selbst den Status von Feinden angeheftet. Furet sah den Grund für solche Rabulistik in Noltes Hang zur »Übersteigerung«. Nolte wollte »Auschwitz« mit dem »GULag« gleichsetzen – »mit alleiniger Ausnahme des technischen Vorgangs der Vergasung«. Derlei Thesen lehnt auch Courtois rundweg ab, redet aber ständig von »Ähnlichkeit«.

Sein Diktaturenvergleich läuft auf eine verharmlosende Gleichsetzung von Diktaturen und einen grobschlächtigen Reduktionismus hinaus, der fast alle qualitativen Differenzen mit dem robusten Hammer »Ähnlichkeit« plattdrückt, wenn er mit ein paar Sätzen vom »GULag« über »Auschwitz« nach »Bosnien« eilt. Ein Vergleich von Diktaturen ist möglich, sinnvoll und unumgänglich, sofern dabei die Größenordnungen des Vergleichenen überein-

übereinstimmen und die Unterschiede durch das Vergleichen nicht zu kurz kommen. Nicolas Werth benennt die eine Grenze solchen Vergleichens: »Kann man die zwei Millionen Toten der vier Jahre dauernden Herrschaft der Kommunisten in Kambodscha mit den 3.000 Toten der vierzig Jahre dauernden Herrschaft der Kommunisten in der Tschechoslowakei vergleichen?« Die andere Grenze markiert der qualitative Unterschied des Vergleichenen: Was hat man vom Kommunismus begriffen, wenn man die beiden genannten Regimes mit demselben Begriff faßt oder in einem Atemzug nennt?

Ein einziges Skandalon bildet das Nachwort von Courtois. Er stellt die Frage nach dem »Warum?« für die unter kommunistischen Regimes begangenen Verbrechen. So präzisiert er natürlich nicht, sondern fahndet nach »den Verbrechen *des* Kommunismus«. Aber er schwankt hilflos zwischen Erklärungen für die »kommunistischen Verbrechen« aus der jahrhundertealten »traditionell-russischen Gewalt«, der vermeintlich russischen »Kultur der Gewalt« und der bolschewistischen Vorliebe für Feindbestimmungen, die automatisch von der »Logik der Ausschließung« zur »Vernichtungslogik« abdriften. Er nennt den Marxismus-Leninismus deshalb eine »kriminogene Ideologie«, die mehr mit »verirrtem Darwinismus« als mit Marx zu tun habe. Das ist eine ziemlich konfuse Vorstellung. Werden Nation, Nationalismus, Zionismus oder Christentum pauschal zu »kriminogenen Ideologien«, weil unter deren Flagge auch Kolonialkriege mit ungezählten Opfern geführt wurden? Diese Kriege führten jedoch nicht Ideologien und auch nicht Intellektuelle, sondern Politiker und Militärs, die die staatliche Gewalt inne hatten und dabei in einem Dreieck von wirtschaftlichen Interessen, politisch-strukturellen und historischen Kontexten agierten. Die Intellektuellen spielten dabei gewiß eine Rolle, aber selten eine wichtige. Der zeitgemäße Populismus bemüht in diesem Zusammenhang Stalin-Oden und andere »große Gesänge« zur Erklärung der stalinistischen Diktaturen und beweist damit nur seine Ressentiments gegen Intellektuelle und in vielen Fällen die eigene Verlegenheit, früher zu den dumpfsten Nachbetern gehört zu haben.

Was enthält das *Schwarzbuch* außer dem ideologischen Cocktail von Courtois? Der wichtigste und fast ein Drittel des Buches beanspruchende Beitrag stammt von Nicolas Werth und behandelt die Geschichte der Repression und des Terrors in Rußland bzw. in der späteren Sowjetunion. Lenin baute den Terror schon früh als Mittel der Herrschaft in seine Doktrin ein und Werth zeigt, wie nach der Gründung der Geheimpolizei Tscheka (20.12.1917) der Terror zur »Regierungsmaxime« wurde. Ihr fielen nacheinander Streikende, Sozial-Revolutionäre, Sozialdemokraten, Liberale, Anarchisten und die alten Eliten zum Opfer. Das ist alles nicht neu, wie ein paar ganz unbedarfte Beobachter meinten, aber es ist jetzt besser belegt als bislang dank der teilweise geöffneten Archive.

Im Streit zwischen Kautsky und Trotzki über »Terrorismus und Kommunismus«, charakterisierte Trotzki den Terror 1920 als »Frage der Zweckmäßigkeit« und stellte fest: »Der rote Terror ist staatlicher Terror, Sowjetterrorismus, Staatsdiktatur... des schonungslosesten Staates, der das Leben der Bürger von allen Seiten gebieterisch erfaßt«. Bezeichnenderweise verschwand mit dem Ausbau des staatlichen Machtapparats und der maßlosen Forcierung des Terrors der Begriff »Terror« aus dem offiziellen Vokabular. Stalin sprach anlässlich der Zwangskollektivierung von Klein-, Mittel- und Großbauern beschönigend von »der neuen Politik der Liquidierung des Kulakentums als Klasse« und nicht vom Terror gegen Individuen. »Das Absterben des Staates wird nicht durch Schwächung der Staatsmacht erfolgen, sondern durch ihre maximale Verstärkung«. Das Mittel dazu war der Terror, den Stalin 1933 als »revolutionäre Gesetzlichkeit« drapierte und generalstabsmäßig planen und durchführen ließ. Wo es an Planung fehlte, wie zeitweise bei der Deportation der Kulaken, wuchsen allerdings die Zahlen der Opfer, wie Werth zeigen kann.

Er rekonstruiert aus neu erschlossenen Archivbeständen die Terror- und Deportationswellen, mit denen Lenin das Land von Fall zu Fall, Stalin dann systematisch überzog. Werths Ergebnis: Der »Kommunismus an der Macht« regierte immer »antidemokratisch und repressiv«, aber »weder überall noch permanent mörderisch«. Er kommt für die Zeit von 1917 bis zu Stalins Tod (1953) auf eine Gesamtzahl von 15 Millionen Opfern. Im Jahresdurchschnitt faßten die Lager 2 bis 2,7 Millionen Häftlinge (etwa viermal weniger als bislang angenommen), aber die Haftbedingungen, die Verweildauer und die Überlebenschancen waren für die verschiedenen Kategorien von Häftlingen sehr unterschiedlich. Das gilt auch für die Präzision der Daten. In der Ukraine starben Werth zufolge 1932-33 sechs Millionen Menschen an Hunger. Für die Zeit der »großen Säuberung« (1937/38) kann er dagegen genau 681.692 Erschießungen nachweisen – ein Fünftel so viele wie von der Forschung bisher vermutet wurde. Der Historiker will damit nicht etwa die Verbrechen der stalinistischen Diktatur verharmlosen. An deren Grausamkeit läßt er keinen Zweifel, aber Werth besteht auf der Differenz zu deutschen Vernichtungslagern und unterscheidet präziser als alle bisherigen Studien zwischen Opfern des Bürgerkriegs, der Hungersnot (als Folge von Zwangsrequisition und Zwangskollektivierung der Landwirtschaft), der Arbeitslager, der Spezialgefangenen-Lager, der Umsiedlungen und des Kampfes gegen die »Konterrevolution«. Der »Archipel GULag« war kein System fabrikmäßig organisierter Vernichtung. Seine wirtschaftliche Funktion bei der Modernisierung des Landes ist noch unklar (aber nach der Aktenlage wahrscheinlich), was keine zynische Bemerkung ist, sondern ein Problem zukünftiger Forschung, will sie die Errichtung der Lagersysteme nicht einfach als Atavismus oder Irrationalismus einer Person abtun.

Trotz vieler neuer Erkenntnisse räumt Werth ein, daß noch manches im Dunkeln liegt, nicht nur die tatsächliche Zahl der Opfer, sondern auch die Organisation der staatlichen Repression, deren gesellschaftliche Basis sowie deren Träger.

Jean-Louis Margolin untersucht im *Schwarzbuch* die chinesischen Verhältnisse und stieß dabei – was Quellen und Archivalien betrifft – auf sehr viel größere Schwierigkeiten als Werth. Seit den dreißiger Jahren und verstärkt nach dem »langen Marsch« richtete sich der »rote Terror« in China gegen »Abweichler« und »Verräter« in den eigenen Reihen wie gegen »Klassenfeinde«: reiche Bauern, Händler, hohe Beamte. Was die Brutalität der Auseinandersetzung betrifft, erwiesen sich die Soldaten Maos als Schüler der Kuomintang, deren ausgesuchte Greuelthaten André Malraux in *La condition humaine* (1933) beschrieben hat (z.B. Hinrichtungen in Heizkesseln von Lokomotiven). Nach dem Sieg von Maos Armee über Tschiang Kai-schek und nach der Staatsgründung von 1949 errichtete die chinesische Führung die berüchtigten »Umerziehungslager« für jene, die den »Erziehungskampagnen« trotzten. Aus Mangel an verlässlichen Zahlen ist Margolin weitgehend auf Hochrechnungen und Schätzungen angewiesen. Zwischen 1950 und 1957 wurde etwa eine Million Menschen nach summarischen (oder keinerlei) Verfahren erschossen. Viele starben unter den unbeschreiblichen Haftbedingungen (vor allem ehemalige Beamte und Offiziere, Unternehmer, Intellektuelle). Deren Zahl ermittelt der Autor mit einer Hochrechnung. Unter der Annahme, daß jeder zwanzigste Häftling während und wegen der Haft starb oder umgebracht wurde, gelangt er zur Zahl von 10-20 Millionen Toten. Für die Zeit von 1949 bis zu Maos Tod (1976) rechnet Margolin mit der horrenden Zahl von 44 bis 72 Millionen Opfern, von denen mehr als die Hälfte in der Zeit der Hungersnot starben, also mittelbar an den Folgen der Politik des »Großen Sprungs nach vorn« (1959-62). Margolin nimmt an, daß es sich »wahrscheinlich (um) die größte Hungersnot der Geschichte« handelte, in deren Verlauf nicht nur der Terror gegen vermeintliche Getreidehorter und »Saboteure« wuchs, sondern auch »Kannibalismus« aufkam.

Mit den Hungersnöten als Verbrechenstatbeständen in China und in der Sowjetunion sind heikle Fragen der Zurechnung verbunden: Inwiefern gehörten die Millionen Toten zum politischen und ökonomischen Kalkül? Inwiefern hat man sich geirrt? Inwiefern ist eine Verantwortung von einzelnen Akteuren auszumachen? Während man die Opfer der Säuberungswellen und der sog. »Kulturrevolution« (1966-76: 400.000 bis 1 Million Tote) Mao und der kommunistischen Führung in Partei, Staat und Armee umstandslos als Verbrechen zurechnen kann, ist dies im Falle der Hungersnot nur indirekt möglich – selbst wenn man die erklärende Kraft des Hinweises auf Maos »Starrsinn« so hoch veranschlagt wie Margolin. Ebenso

wenig überzeugt die These, Maos Herrschaft sei eine »Ideokratie« gewesen, da sie auf der »konfuzianischen Tradition« beruhe, wonach »sich die Realität dem Wort beugen« müsse. Die juristisch-moralischen Kategorien von »Verbrechen« und »Schuld« schließlich stoßen an Grenzen jenseits derer ihre Anwendung auf geschichtliche Ereignisse, Entscheidungen und Strukturen mehr verdunkelt als erhellt.

Andrzej Paczkowskis Darstellung der kommunistischen Herrschaft in Polen ist beispielhaft für den Anspruch der meisten Beiträge des Buches, nicht eine verallgemeinernde Synthese zu bieten, sondern eine nüchterne Bestandsaufnahme dessen, was man jetzt relativ gesichert weiß. Dies gelingt im Falle Polens, weil sich der Autor bewußt ist, daß »man riskiert, das kommunistische System auf verzernte Weise wahrzunehmen, wenn man die Vergangenheit einzig unter dem Gesichtspunkt der Repression betrachtet«. Die Konsequenz dieser Einsicht läuft auf eine nüchterne Sammlung der Fakten hinaus, zu deren Einordnung in den Kontext es der Diskussion und weiterer Forschung bedarf.

Nach dem polnisch-sowjetischen Friedensvertrag von Riga (1921) lebten auf dem Gebiet der nachmaligen Sowjetunion 1,1 bis 1,3 Millionen Polen. Da sich der eben gegründete Staat als »belagerte Festung« verstand, gerieten – wie so oft – umgehend die Ausländer in Verdacht. 1924 begann eine »Jagd auf Spione«, die im Rahmen der »Polnischen Operation« 1937 in einem förmlichen Befehl zur »totalen Liquidation« aller »Saboteure und Spione« sowie jener polnischen Bauern kulminierte, die sich der Kollektivierung widersetzten. Nach Kriegsbeginn wurden 30.000 Menschen exekutiert und 1940/41 rund 340.000 Menschen in vier Schüben deportiert (8-10% der Deportierten kamen um, zum Teil schon auf dem Transport).

Durch die deutsche Kriegsführung, die den Krieg der Wehrmacht mit der systematischen Ausrottung von Zivilisten kombinierte, verloren 320.000 polnische Soldaten und 5,5 Millionen polnische Zivilisten – größtenteils Juden – ihr Leben. Verglichen damit nehmen sich die Wellen staatlicher Repression im Nachkriegspolen moderat aus, obwohl allein im Bürgerkrieg von 1947 1486 Partisanen und 136 Soldaten starben. Die daran anschließende Systematisierung der Unterdrückung steigerte deren Effizienz und abschreckende Wirkung und verkleinerte damit die Zahl der Opfer. Unter der Devise, »die revolutionäre Wachsamkeit erhöhen«, wurden in Polen in kurzer Zeit starke Sicherheitskräfte (34.000 Mitglieder) und Spitzelnetze (74.000 Zuarbeiter) aufgebaut. Vor allem die »Außerordentliche Kommission für den Kampf gegen Mißbrauch und Sabotage« sorgte für Furcht und Schrecken: bis 1954 wurden 84.200 Menschen verurteilt und in Arbeitslager eingewiesen. Die Zahlen der politischen Gefangenen im engeren Sinne (40.000) sind darin nicht enthalten. Nach dem 20. Parteitag der KPdSU und dem Beginn der sog. »Entstalinisierung« kam es nur noch in der Folge der

periodischen Streiks (1968, 1970, 1976, 1980) zu großen Verhaftungs- und Verurteilungswellen. Das repressiv-polizeistaatlich, aber nicht mehr terroristisch agierende Regime manövrierte sich selbst so in die Enge, daß General Jaruselski im Dezember 1981 – angesichts der wachsenden Opposition – nur noch der Griff nach dem Kriegsrecht blieb (Bilanz: 14 Tote, 4000 Verhaftete, 5000 in »Isolationszentren« Internierte). Als Konzession für die 1985 begonnenen Verhandlungen mit der Gewerkschaft »Solidarnosc« wurden am 11.9.1986 die letzten 225 politischen Gefangenen entlassen.

Von gleicher informativer Prägnanz ist die Darstellung der Verhältnisse in den mittel- und südosteuropäischen Staaten durch den gebürtigen Tschechen Karel Bartosek. Mit dem Gesetz Nr. 247 vom 25. Oktober 1948 führte die kommunistische Regierung in Prag »Zwangsarbeitslager« ein (TNP »tabory nucené prace«), in die Menschen für bestimmte oder unbestimmte Zeit unter Berufung auf die pauschale Floskel eingewiesen werden konnten, deren »Lebensart bedürfe einer Erziehungsmaßnahme«. Oppositionelle Kommunisten kamen dagegen in Spezialgefängnisse, in denen bis 1956 »die Folter zum täglichen Brot der Internierten gehörte«. Zwar wurden »Millionen von der Unterdrückung betroffen«, nachdem die kommunistischen Parteien in diesen Ländern die Macht monopolisiert hatten, aber trotz der teilweisen Öffnung der Archive in Prag und anderswo, sind noch keine genaue Angaben über die Zahl der Verhaftungen, Verurteilungen und Todesopfer möglich.

Noch prekärer ist die Informationslage in den Kapiteln über Nord-Vietnam, Kambodscha, Laos, Afghanistan, Äthiopien, Angola, Mozambique und Kuba. Pascal Fontaine kommt bei der Darstellung der kubanischen Repressionspolitik ganz ohne Belege aus und bleibt sehr unbestimmt bei der Analyse von Castros »Lagersystem«. Darin wurden Häftlinge – im autoritären Selbstverständnis der Bürokraten – auf ihre »Wiedereingliederung in die sozialistische Gesellschaft vorbereitet« (u.a. durch ihren Einsatz auf Baustellen). Ohne den repressiven Charakter des Systems beschönigen zu wollen, fragt sich, was den Gebrauch des Begriffs »Konzentrationslager« in diesem Kontext und angesichts des Mangels harter Fakten rechtfertigt.

Fast alle Beiträge zu den kommunistischen Herrschaftssystemen in Asien, Afrika und Lateinamerika lassen im übrigen eine Hypothese zu, die zu überprüfen wäre: selbst wenn die Unsicherheiten und Lücken in der Datenlage geschlossen werden könnten, bliebe die Tatsache bestehen, daß die kommunistische Herrschaft in den verschiedenen Ländern von regionalen Traditionen, gesellschaftlich-politischen Strukturen und wohl auch historisch-spezifischen Konstellationen geprägt wurde. Jean-Louis Margolin deutet eine Bestätigung dieser Hypothese an, ohne sie näher auszuführen: »Es gibt wohl kaum nur in Asien ausschließlich nationale Kommunismen«. Warum es trotz der unterschiedlichen Traditionen und Strukturen in vielen Ländern zu ver-

gleichbaren, nicht unbedingt gleichen Prozessen des Massenmordes, der Deportation und der Einrichtung von Zwangsarbeitslagern gekommen ist, vermögen die Autoren (noch) nicht zu erklären. Aber die seriösen Beiträge sind sich darin einig, daß der Verweis auf »den« Kommunismus der seriösen Forschung nicht weiterhilft, denn solche Verbrechen haben sich in der älteren wie neueren Geschichte unter vielerlei Herrschaftsformen ereignet.

Ansatz und Methode

Die Konfusion in der Auseinandersetzung entstand dadurch, daß Courtois und seine konservativen Verteidiger nicht unterschieden zwischen

- dem Kommunismus als politischer Doktrin,
- der Politik von kommunistischen Parteien in westlichen Demokratien
- und der Politik von Regimes, in denen Kommunisten alle staatlichen, polizeilichen und militärischen Machtmittel in der Hand hatten oder haben.

Staatliche Gewalt kann – ihrer legalen Zügel entbunden – immer terroristisch werden. In der Französischen wie in der Oktoberrevolution erwies sich der Terror als Form unmittelbarer Gewaltanwendung unter dem Schutz und im Interesse des Staates oder einer Partei, die sich als Staatspartei aufführte. Damit wird natürlich nicht unterstellt, die Politik von kommunistischen Parteien bzw. kommunistischen Staaten hätten nichts mit der kommunistischen Doktrin zu tun. Es ginge jedoch gerade darum, den Stellenwert der Doktrin im politischen Handeln zu bestimmen – und da ist es ein gewaltiger Unterschied, ob man über einen in der Opposition agierenden KP-Chef in einer parlamentarischen Demokratie redet oder einen Diktator in Kambodscha oder einen Parteichef im kommunistischen Polen. Und auch zwischen der Herrschaft der beiden letzteren gibt es mehr Unterschiede als »Ähnlichkeiten«.

Der Vergleich kommunistischer Diktaturen untereinander und mit nationalsozialistischen oder faschistischen Regimes ist möglich, sinnvoll und notwendig. Aber wer vergleichen will, braucht ein Drittes, auf das er sich sinnvoll beziehen kann. Soweit dieses tertium comparationis, d.h. die Kriterien und der Maßstab, an dem unterschiedliche Diktaturen gemessen werden, im Begriff des Totalitären und des Totalitarismus gesucht wird, bleiben die Vergleiche reichlich abstrakt. Das hat einen theoretischen und einen praktischen Grund. Auf theoretischer Ebene ist es trotz vieler Bemühungen in den letzten 50 Jahren niemandem gelungen, eine gehaltvolle Totalitarismustheorie vorzulegen, die den sozialwissenschaftlichen Standards genügt. Das legt den Verdacht nahe, daß der Grundbegriff des Totalitären für die Theoriebildung zu einfach, zu konturlos und zugleich zu allgemein ist. Er ebnet die Unterschiede zu stark ein und mißt einzelnen Gemeinsamkeiten zu viel Bedeutung zu.

Der praktische Grund betrifft die Spezifik vielerlei kommunistischer Herrschaftssysteme zwischen China und der ehemaligen DDR auf der einen und der nationalsozialistischen Diktatur auf der anderen Seite. Entgegen aller Propaganda – die Differenzen unter diesen Regimes überwiegen die Gemeinsamkeiten, und deshalb sind jene Forschungen ergiebiger, die sich zwar auf Vergleiche einlassen, aber hauptsächlich die Herkunft, Funktionsweise und Zielsetzung eines Regimes untersuchen. Es sind nicht politisch motivierte Frageverbote oder Tabuzonen, die Diktaturenvergleiche als weniger wichtig oder subaltern erscheinen lassen, sondern wissenschaftlich deutlich schlechtere Aussichten, mittels Vergleichen zu erkennen, wie Diktaturen wirklich funktionieren. Die wissenschaftlich schlechteren Aussichten lassen sich freilich im propagandistisch dominierten Meinungsmarkt zu vermeintlichen »Klarheiten« und »Neuheiten« frisieren.

Zum Politikum werden Diktaturenvergleiche, wenn der offene oder uneingestandene Zweck des Vergleichs darin besteht, die Verbrechen der einen mit jenen der anderen Seite zu verrechnen und damit beide zu bagatellisieren. Ein frivoles Unternehmen, das von rechts wie von links immer wieder betrieben wurde.

Die Verwirrung darüber, ob von einer politischen Doktrin, von Parteipolitik unter anderen Parteipolitiken oder von staatlicher Politik einer einzigen Partei die Rede ist, führt Courtois zu Aussagen, die man rundweg als zynisch bezeichnen kann. Er glaubt, alle Verbrechen hätten ihren Grund in »Verbrechen gegen den Geist« und »in der Manipulation der Sprache«. Aber selbst die wüstesten sprachlichen Zurüstungen und Verkleidungen (»Liquidierung der Kulaken als Klasse«) tragen zur Erklärung des Mordes weniger bei als eine Analyse der staatlichen Organisation und Durchführung der wirtschaftlich und politisch motivierten Deportations- und Vernichtungswellen im Zuge der stalinistischen Zwangskollektivierung. Courtois verharmlost das tatsächliche Geschehen, wenn er als dessen »Grundidee« eine sprachliche Manipulation bezeichnet.

Es ist sinnvoll und legitim, nach dem Anteil der Ideologien und der Ideologen an der realen Geschichte zu fragen. Das war der Anspruch von François Furets Buch, dessen französischer Untertitel eine klare ideengeschichtliche Einschränkung enthielt: *Essay über die kommunistische Idee im 20. Jahrhundert*. Courtois hat Furets differenzierende Ideen- und Ideologiegeschichte und seine hochgradig mißverständliche Rede von »Ideokratie« zum Unsinn trivialisiert: »Das Verbrechen gegen die Menschlichkeit ist das Ergebnis einer Ideologie, die den Menschen und die Menschheit auf etwas Nicht-Universelles, Partikulares reduziert«.